

[Berufstauglichkeit]

Schlafen im Hörsaal? Nicht an der ZHAW!

Die Vorlesung hat ihre Berechtigung. Doch die Hochschuldidaktik hat Fortschritte gemacht. Vor allem zur Förderung der Selbstständigkeit und der Praxistauglichkeit der Studierenden sind andere Lehrformen gefragt.

ARMIN ZÜGER

Alles schläft, nur einer spricht! Und das nennt man Unterricht! Mit diesem Spruch geisselte man einst den Vorlesungsbetrieb an den Universitäten. Mittlerweile hat sich viel getan. Die Bologna-Reform hat die Hochschullandschaft nachhaltig verändert. Lange verzögerte Reformen im Hochschulwesen wurden in kurzer Zeit an die Hand genommen.

Selbstverantwortetes Lernen nimmt zu

Die Hochschullehre hat sich lange als bewährte Praxis verstanden. Die Tatsache, dass sie über Jahrzehnte kaum hinterfragt wurde, bildete den beruhigenden Rahmen. In den letzten Jahren haben sich aber neue Lehr- und Lernformen entwickelt. Und zwar nicht nur ausgelöst durch die Bologna-Reform. Stichworte dafür sind etwa: Kompetenz- oder Output-Orientierung, Verlagerung vom Lehren zum Lernen. Die Dozierenden stehen nicht als blosse Stoffvermittler am Pult, sondern werden zu Lernberatern an der Seite

der Studierenden. Passive Wissensvermittlung wird abgelöst durch eine Lehre, die die Absicht verfolgt, studentische Lernprozesse anzustossen und zu begleiten. Das markanteste Merkmal dieser Lernreform besteht darin, dass das selbstständige und auch selbstverantwortete Lernen im Verlauf des Studiums ständig zunimmt.

Theorie und Praxis verknüpfen

Neben der Vermittlung von Handlungskompetenzen und neben dem reinen Fachwissen kommt im Bachelorstudium an den Fachhochschulen dem berufsfeldspezifischen Praxisbezug grosse Bedeutung zu. Die Studierenden sollen nach Abschluss in der Lage sein, in ihrem Beruf Fach- und Führungsfunktionen wahrzunehmen. Diese Berufstauglichkeit – die enge Verknüpfung von Theorie und Praxis – wird von den Unternehmen sehr geschätzt. Die Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt belegt dies, wo FH-Absolventinnen und -Absolventen wegen ihrer Praxisnähe äusserst begehrt sind. An Beispielen aus den verschiedenen Departemen-

ten der ZHAW soll gezeigt werden, wie die Studierenden diese Berufstauglichkeit erwerben.

Fallstudien im Studiengang International Management

Die Studierenden des englischsprachigen Studiengangs International Management (IM) werden bereits im 1. Semester mit einer Fallstudie gefordert, die im Zusammenhang mit einer international tätigen Firma steht (beispielsweise Lindt & Sprüngli, Zürich Versicherungen oder aktuell die Firma Schindler AG). In 5-er-Teams müssen die Studierenden jede dritte Woche des Semesters einen Teil der Studie lösen. Insgesamt besteht eine Fallstudie aus vier Assignments. Diese sind auf die theoretischen Inhalte der Vorlesung abgestimmt und die Studierenden müssen die Theorie auf die Fallstudie übertragen und anwenden.

Die Gruppen präsentieren ihre Lösungen jeweils in ausgewählten Firmen vor externen Coaches, in der Regel Führungskräfte der Unternehmen. Diese hören sich die 30-minütigen Präsentationen an und ge-

ben zusammen mit einem Dozenten aus dem IM-Studiengang ein Feedback und eine Bewertung ab. Abschliessend ergänzt der externe Coach mit einem einstündigen Input aus dem Firmenkontext das Thema, das in der Fallstudie behandelt wurde (z.B. Strategisches Management, Marketing, Finanzen).

Für Markus Prandini, Studiengangleiter IM, ist dieser letzte Punkt besonders wertvoll: «Hierdurch bekommen die Studierenden einen zusätzlichen Transfer und erleben, dass die in der Fallstudie behandelten Themen und Instrumente (z.B. SWOT-Analyse, Marketing-Mix) in der realen Unternehmenswelt tatsächlich angewendet werden.» Die Erfahrungen im Studiengang mit diesen Case Studies sind sehr gut. «Oft fehlt bei klassischen Fallstudien die Verbindlichkeit», meint Prandini. «Man bekommt einen Fall, erarbeitet eine Lösung, diese wird abstrakt diskutiert – und das war's dann! Mit unserer Vorgehensweise entsteht dagegen eine sehr hohe Verbindlichkeit, da nur schon die Präsentation vor einer externen Führungskraft eine äusserst verpflichtende Wirkung hat.» Prandini ist überzeugt, dass Fallstudien ein wertvolles pädagogisches Instrument sind: «Vorausgesetzt, sie stellen eine echte Herausforderung für die Studierenden dar, indem die Problemstellung sowie die Lösung nicht auf den ersten Blick erkennbar sind.» Auch die Studierenden scheinen die IM-Fallstudien zu schätzen, sie erhalten in den Evaluationen jedenfalls immer Bestnoten.

Realitätsnah muss es sein

Szenenwechsel: Wir sind am Departement Gesundheit. Hier wird den praktischen Fähigkeiten neben der Vermittlung von theoretischem Wissen ein

besonders hoher Stellenwert eingeräumt. «Der Unterschied zu Fallstudien wie im Wirtschaftsstudium besteht aber darin, dass bei den Gesundheitsstudiengängen die Praxisausbildung direkt am Mensch stattfindet», betonen die beiden Studiengangleiterinnen Ursula Gubler und Cécile Ledergerber.

An fünf Halbtagen pro Woche haben die Studierenden der Physiotherapie praktischen Unterricht in Räumen mit Behandlungsliegen. Sie erhalten einen fachlichen Input und üben anschliessend die Techniken aneinander. Daneben gibt es Theorie: Am Anfang z.B. über basale Fertigkeiten wie Beobachten: Wie ist die Haut, normal, geschwollen? Wo ist der Unterschied zwischen dem, was ist und dem, was sein sollte? Um eine Intervention durchzuführen, müssen Studierende zuerst beobachten, anschliessend den Befund erheben und verstehen und erst dann kann die Behandlung einsetzen. Diese Module heissen denn auch in allen Semestern «Assessment» und «Intervention», egal ob es um das Bewegungssystem, Neurologie oder innere Medizin geht.

Problem Based Learning (PBL)

In der Physiotherapie hat PBL einen hohen Stellenwert in der klinischen Ausbildung. Es ist ein sehr wichtiger Teil des Praxistransfers. Wie erwähnt lernen die Studierenden im Unterricht die Untersuchungs- und Behandlungstechniken sowie die Theorie dazu. In den PBL-Wochen erhalten sie klinische Fallbeispiele, auf die sie ihr Wissen anwenden müssen. Im Laufe der Woche wird das, was die Studierenden für die Behandlung brauchen, im Skills-Training praxisorientiert geübt. Am Schluss der Woche versuchen sie, den fiktiven Patienten zu be-

handeln. Dies ist die höchste Stufe von Praxistransfer, die ohne Patient möglich ist.

Auch in der Ergotherapie wird so oft wie möglich praktisch geübt. Die Studierenden lernen aneinander «professionelle Berührung» zur späteren Anwendung an den Klienten. Da man nicht Dutzende von Patienten in den Unterricht bringen kann, wird zur Praxisorientierung auch mit Videos, gearbeitet auf denen bestimmte Situationen gezeigt und analysiert werden können. Diese werden von den Studierenden während Praktika auch selbst gedreht. Das ist zwar aufwändig bezüglich Patientenrechten, aber es ergibt sich so viel klinisch relevantes Material für den Unterricht, auch ohne Patienten an Ort.

Ergotherapie-Studierende besuchen im zweiten Semester Klienten zu Hause. Dort versuchen sie zum ersten Mal anzuwenden, was sie gelernt haben. Über Patientenvereinigungen existiert ein Pool von Klienten, die an Parkinson, Multipler Sklerose oder anderen Einschränkungen leiden. Sie freuen sich meistens über die Besuche und die Aufmerksamkeit, die man ihnen schenkt. «Sehr oft haben die Studierenden in der Realität eine Art Aha-Erlebnis in dem Sinne, dass ihnen bewusst wird, was sie von der Theorie in der Praxis wirklich brauchen», sagt Ursula Gubler.

Auch bei den Physiotherapie-Studierenden sind Patientenkontakte sehr wichtig. Im Rahmen von sogenannten Hospitationstagen gehen sie im ersten Jahr vier Mal einen Tag lang in eine Praxis oder eine Klinik, um zu beobachten oder vielleicht sogar einmal mitanzufassen. «All diese Bestrebungen haben das Ziel, eine Ausbildung möglichst nahe an der Realität vermitteln zu können», sagt Ledergerber. Es gibt



Erfolgreiches eLearning an der ZHAW

Im Jahre 2003 erstellte die ZHAW ein eLearning-Konzept. Die unterschiedlichen Aktivitäten in diesem Bereich wurden gebündelt und zentral unterstützt. Die Gruppe eLearning unter der Leitung von Martin Vögeli reagierte damit auf die Veränderungen in den Lehrplänen und der deutlichen Erhöhung des Anteils an Selbststudium. Vor fünf Jahren beschloss man, die Lernplattform Moodle einzusetzen. Waren es zu Beginn nur eine Handvoll Kurse für wenige Studierende, so sind es heute 1460 Kurse für Tausende von Studierenden (rund 1500 loggen sich täglich ein). Moodle wird vor allem im Sinne des Blended Learning eingesetzt als Ergänzung zum Präsenzunterricht oder für das Selbststudium.

verschiedene Stufen der Realitätsnähe: vom Papier, übers Video, zur Kollegin und schliesslich zum echten Patienten im Unterricht. Überall wird jedoch extrem auf Realitätsnähe geachtet. Das Departement ist gut ausgerüstet mit Hilfsmitteln. Die Hebammen etwa haben lebensechte Puppen, die hochschwanger sind. Es gibt Schränke voll von Skeletten und Modellen, von Gelenken mit Muskeln und Sehnen und allem. «Schliesslich muss geübt werden, und das Handwerkliche ist ein wertvoller Teil der Ausbildung. Das, was man tut, bewegt etwas im Menschen. Das ist ein Grundgedanke der Ergotherapie», meint Gubler.

Techniken und Routine für die Berufspraxis

Erneuter Szenenwechsel: Diesmal sind wir am Institut für Angewandte Medienwissenschaft (IAM) im Studiengang Journalismus/Organisationskommunikation (JO). «Das JO-Studium ist stark auf die Praxis ausgerichtet», betont der Studiengangleiter Hans Peter Haeberli. «Theorie und Praxis, Reflektieren und Trainieren halten sich die Waage.» Dazu sind im Lernbereich Berufspraxis die Module vom ersten Semester an als Werkstätten angelegt. Zwei Tage pro Woche wird am Stück an einem Thema gearbeitet. Coaches oder Traineerinnen sind Fachleute aus der Praxis, die Werkstätten werden aber von Dozierenden des IAM geleitet.

Die Werkstätten sind über alle Semester verteilt: Begonnen wird im 1. Semester mit «Tools», wo Methoden zum Hochschulstudium und Arbeitstechniken für die späteren Berufsfelder eingeübt werden. In «Storytelling 1» wird gelernt, Themen medien- und adressatengerecht zu vermitteln, Geschichten aufzuziehen. In

«Standup» im 3. Semester lernen die Studierenden, in der Öffentlichkeit aufzutreten: vor Publikum, Mikrofon und Kamera. Diskussionsrunden oder Streitgespräche müssen moderiert werden. In «Trainee» werden externe Praktika absolviert. Wahlweise können unter Kostenbeteiligung auch Stages bei Radio oder Fernsehen absolviert werden. Im 5. Semester vermittelt «Storytelling 2» den Umgang mit komplexen Formen der Textdramaturgie in Journalismus oder Organisationskommunikation. Dabei ergeben sich häufig Aufgabenstellungen durch Anfragen von Unternehmen direkt aus der Praxis. So konnten Studierende etwa Kundenporträts für die UBS schreiben oder eine Hauszeitung für BMW Schweiz gestalten. Im Finale der Werkstätten im 6. Semester können die Studierenden aus einem Lehrangebot im weit gefassten Feld der Kommunikationsberufe auswählen. Sie sind so gut gerüstet für einen erfolgreichen Einstieg in die Berufspraxis. Es verwundert nicht, wenn Hans Peter Haeberli erklärt, dass die Werkstätten «zwar eine grosse Herausforderung für die Studierenden bedeuten, aber sehr gut bei ihnen ankommen».

Lehre und Forschung bereichern sich

«So direkt, wie sich der Gesetzgeber dies vorstellte, funktioniert der Transfer von der Forschung in die Lehre bei den Ingenieurstudiengängen wohl selten», meint Hans Weibel, der Dozent für Computernetze an der School of Engineering, «aber Forschung ist einerseits sehr bereichernd für die Tätigkeit der Dozierenden, andererseits garantiert sie den Anwendungsbezug der Lehre.» Die Forschungstätigkeit liefert auch spannende Themen für Projekt- und Bachelorarbeiten mit Praxisbezug. Man kann die Studie-

renden allerdings kaum je, quasi live, an Forschungsprojekten mitarbeiten lassen, weil die Auftraggeber meist zu enge zeitliche Rahmen setzen. Teilsaspekte können von Studierenden jedoch bearbeitet werden. Und schon manch einer ist wegen einer solchen Arbeit nach dem Studium als Assistent am Institut geblieben.

200 bis 400 Tage Ausbildung in der Praxis

Auch beim Studium in Sozialer Arbeit ist die Praxisausbildung zentraler Bestandteil. Je nach Kombination macht sie einen Drittel bis die Hälfte des Studiums aus. Die Ausbildung findet extern in Organisationen im In- und Ausland statt, die in der Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Soziokulturellen Animation tätig sind. Das Arbeitsgebiet ist gross: In Sozialzentren, Jugendheimen, regionalen oder kantonalen Beratungsstellen, in der Schulsozialarbeit oder in Gemeinschaftszentren können Praktika absolviert werden.

Qualifizierte Ausbildungsorganisationen und Studienbegleitende am Departement Soziale Arbeit begleiten den Lernprozess der Studierenden während der gesamten Praxisausbildung. In regelmässig stattfindenden Supervisionen thematisieren die Studierenden Fragen und Probleme aus ihrem Praxisalltag. Speziell bei schwierigen Situationen können sie sich in den Supervisionen persönlich entlasten.

Die Studierenden können wählen, ob sie die Praxisausbildung in Praktika von insgesamt 1500 Arbeitsstunden oder als Mitarbeitende in Ausbildung während mindestens 3200 Arbeitsstunden absolvieren. Gerade die zweite Möglichkeit ermöglicht ihnen, zu studieren und gleichzeitig ihren Lebensunterhalt zu verdienen. ■

[Vergleich Bachelor – Master]

BA ungleich MA

Die Einführung von Masterprogrammen letztes Jahr war ein Meilenstein in der Schweizer Fachhochschulentwicklung. Mit dem Masterstudium Architektur konnte man an der ZHAW bereits 2005 beginnen. Anlass nachzufragen, inwiefern sich das Bachelor- und das Masterstudium unterscheiden.

ARMIN ZÜGER

Das kann man so nicht sagen!», wehrt François Renaud, bis Ende September Leiter des Studiengangs Architektur an der ZHAW, die Frage ab, ob Architekturstudierende mit Masterabschluss die besseren Architekten seien. «Aus europäischer Sicht ist man ohnehin erst nach einem fünfjährigen Studium Architekt. In der Schweiz hingegen braucht es in den meisten Kantonen überhaupt keine Ausbildung, jeder kann als Architekt tätig werden!» Besser oder schlechter ist keine sinnvolle Unterscheidung. «Es handelt sich beim Bachelor und beim Master ganz klar um zwei unterschiedliche Profile. Sie bauen komplementär aufeinander auf und bieten damit eine zusammenhängende, international anerkannte Ausbildung zum Architekten», so Renaud.

Zwei Studiengangskonzepte

Architektinnen und Architekten mit einem Bachelordiplom (Bachelor of Arts ZFH in Architektur) sind fähig, bei Projektierung, Ausführung, Unterhalt und Erneuerung von Bauwerken sachkundig und mitverantwort-

lich in erster Linie in einem Team als wertvolle Mitarbeiter tätig zu sein.

Von einem Architekten mit Masterdiplom (Master of Arts ZFH in Architektur) hingegen darf man aufgrund seiner Ausbildung erwarten, dass er oder sie höhere Verantwortung übernehmen und komplexe Probleme entwickelnd leiten kann.

Masterstudiengang bedeutend offener

Das Bachelorstudium ist sehr klar strukturiert und enthält im wesentlichen Pflichtmodule, die vor allem generalistisch ausgerichtet sind. Es werden bewusst keine Spezialisierungen angeboten. Das Konzept ist darauf angelegt, ein Gleichgewicht zwischen der Förderung der entwerferischen und bautechnischen Kompetenzen zu vermitteln. Die Lernprozesse der Studierenden werden eng begleitet und die Studierenden haben geringe Wahlmöglichkeiten.

Im Gegensatz zum Bachelorstudium und im Sinne der Abgrenzung gestufter Studiengänge ist der Masterstudiengang inhaltlich offener konzipiert. Renaud betont, dass alle Module des Masters innerhalb gewisser Regeln wählbar sind.

Ein Schwergewicht des Masterstudiums liegt in der Vertiefung des methodischen und handwerklichen Instrumentariums des Entwerfens und der Projektentwicklung, d.h. in der Fähigkeit, kreativ Lösungen zu finden und Ansprüche von Projektpartnern intelligent im Projekt zu integrieren. Masterabsolventinnen und -absolventen sollen Fragestellungen komplexer Natur verantwortungsbewusst bearbeiten können, auch mit einem Blick über das eigene Fachgebiet hinaus.

Verknüpfung zwischen Lehre und Forschung

Während im Bachelorstudium Fragen behandelt werden, die mittels gesichertem Wissen und bekannten Methoden gelöst werden können, ist das Masterstudium durch sehr viel offenere Fragestellungen geprägt. Zur Lösung solcher Probleme reicht gesichertes Wissen nicht mehr aus.

Die kritische Bearbeitung sowie eine selbstständige präzise Formulierung der Aufgabenstellung und die Beschaffung von Informationen und Grundlagen kommen beim Masterstudium sozusagen vorgela-

gert dazu. Sie sind neben dem Entwurfsprozess selbst wichtige didaktische Elemente. Nachgelagert geht es bei den Arbeiten im Master darum, dass die Studierenden selbstkritisch auch den Lösungsweg reflektieren, der begangen wurde. Dies zeigt sich deutlich bei der Master-Thesis. Sie wird in Form von Plänen abgegeben. Anschliessend wird im Modul «Master-Thesis Nachbereitung» einerseits der Weg kritisch überdacht, andererseits werden die Resultate in eine repräsentative Broschüre überführt.

Synchrones Entwerfen und Szenariotechnik

In den Pflichtmodulen Masterstudio 1 bis 3 (vertikale Ateliers, Studierende verschiedener Studienjahrgänge) werden praxisnahe architektonische Fragestellungen aus den beiden Zentren des Departements «Konstruktives Entwerfen» und «Urban Landscape» entwerfend und for-

schend bearbeitet.

Am Zentrum Konstruktives Entwerfen wird mit der Methode des «synchronen Entwerfens» gearbeitet. Ein Versuch, den Entwurfsprozess nicht entlang der traditionellen Hierarchie der sukzessiven Massstab-Vergrösserung ablaufen zu lassen, sondern synchron von Anfang an auf unterschiedlichen Ebenen zu denken. So wird beispielsweise zu Beginn bereits eine Vorstellung vom Ausdruck eines Gebäudes formuliert, etwa über ein Referenzprojekt. Fragen der Materialisierung und der Grundrissorganisation, all diese Stränge werden parallel oder eben synchron aufeinander abgestimmt.

Das Zentrum Urban Landscape fokussiert methodisch auf die etwas bekanntere Szenariotechnik. Szenarien stellen dabei mögliche Zukünfte dar. Sie bilden die Grundlagen für die Bewertung von Veränderungsprozessen beispielsweise städtebaulicher Art. Man erstellt keine Rangliste von Szenarien, vielmehr erlauben diese eine breite Sicht auf unterschiedliche Zukünfte und sinnvolle Schritte zu deren Verwirklichung.

Forschung durch Architektur

Bei den forschungsorientierten Modulen steht die «Forschung durch Architektur» im Zentrum. Bei dieser

wird – im Gegensatz zur «Forschung über Architektur» – die Fragestellung mit einem entwerferischen Prozess bearbeitet und beantwortet.

Zur Kompetenz forschend aktiv zu werden, werden die Studierenden im Masterstudium deutlich mehr angeleitet. Jedoch bei der Methodik, herrscht im Bereich Architektur, Kunst, Design weniger Konsens als beispielsweise bei den Ingenieuren. «Das Verhältnis von Entwurf und Forschung ist zwar nicht ungeklärt», sagt Renaud, «aber es bedarf noch der Präzisierung.» Dies zeige sich auch deutlich in Bezug auf Forschungsfinanzierung, etwa durch die Kommission für Technische Innovation, wo unklar ist, ob Fragestellungen aus dem Bereich der Architektur überhaupt ins Raster der KTI-Projekte passen.

Unterschied zum Master of Science in Engineering

Die Masterstudierenden in Architektur bearbeiten im Gegensatz zu den Ingenieuren keine finanzierte Projekte, an denen an Instituten aktuell geforscht wird. Wobei dieser letzte Punkt bei Ingenieur-Masterstudierenden teilweise kritisiert wird. Einzelne Studierende wünschen sich mehr Theorie statt der Projektarbeit am Institut. ■

Christoph Kramer, Master-Diplom Herbst 2007, zum Unterschied Bachelor-/Masterstudium

«Ja, es gibt einen deutlichen Unterschied zwischen dem alten FH- und dem neuen Master-Studium», erklärt der Absolvent Christoph Kramer, «vor allem bei den Vertiefungen. Bei „Urban Landscapes“ vielleicht etwas mehr als beim „Konstruktiven Entwerfen“ werden die Themen in einer grundsätzlicheren Art behandelt und angegangen. Ziel des Studiums war jeweils, ein vertieftes Verständnis für die Materie zu erlangen. Zu Beginn war dies ein gewöhnungsbedürftiger Ansatz, auf den wir Studierenden uns erst einmal einstellen mussten. Wir hat-

ten uns mit viel offeneren Vorgaben zurecht zu finden, bei denen man sich seine Aufgabe selber formulieren musste. Gerade solche Problemstellungen, welche nach grundlegender Denkarbeit verlangten, waren jedoch ungemein spannend. So ging es nicht mehr „bloss“ um die Verarbeitung von Vorgaben, sondern um das systematische, grundlegende Herangehen an ein Thema. Nicht zuletzt deshalb gab es unter den Studierenden intensive Debatten über die Methodik und das Forschungsverständnis im Unterricht.»

François Renaud,
Studiengangleiter
Architektur



[Lerntraining]

Auch Lernen will gelernt sein

Wie bewältigen Studierende an Hochschulen innert kürzester Zeit immense Mengen an Stoff, und wie funktioniert das vielpropagierte «Lebenslange Lernen»? Das ZHAW-Departement Angewandte Psychologie befasst sich tagtäglich mit Fragen rund ums Lernen.

NEVA WALDVOGEL

Wer lernt die Telefonnummer seiner neuen Liebe nicht viel schneller als die der Steuerbehörde? Werden neue Informationen an positive Emotionen geknüpft, stellt sich der Lernerfolg schneller ein. Um neue Informationen zu verarbeiten, gehen Nervenzellen neue Verbindungen miteinander ein. Von der entsprechenden Nervenzelle wachsen Fortsätze auf ihre Nachbarzellen zu. Bildet sich am Ende eines Fortsatzes eine Kontaktstelle, eine Synapse, ist der Austausch zwischen den Zellen möglich, und die neue Information wird gelernt. Bekannt ist auch, dass häufige Wiederholungen die Verbindungen zwischen den Gehirnzellen verstärken und so zum langfristigen Lernerfolg beitragen.

Wenn die Grenzen erreicht sind

Trotz vergleichbarer Funktionsweise im Gehirn verlaufen Lernprozesse individuell. In der Psychologie

werden diverse Lernstile und Lernarten unterschieden wie beispielsweise der visuelle oder auditive Lerntyp. Viele sind sich nicht bewusst, welchem dieser Typen sie angehören. Oft kommen Studierende auch ohne auf ihren Lerntyp angepasste Lerntechniken relativ weit, währenddem andere sich für den Lernerfolg schon früh konkrete und strukturierte Lernmethoden zu rechtlegen müssen und damit erste Stufen eines persönlichen Lernstils entwickeln. «Wenn die Stoff-Fülle zu gross wird, stossen jedoch viele Studierende ohne Lerntechnik und persönlichen Lernstil an ihre Grenzen», meint Peter Mosele, Lerntrainer am Departement Angewandte Psychologie der ZHAW.

Die meisten Klienten, die bei Mosele landen, berichten, dass sie die Stoff-Fülle nicht mehr bewältigen oder Lerninhalte nicht präzise abrufen können. Dabei ist dies und die Fähigkeit, Prioritäten zu setzen, eine der konkreten Anforderungen, wel-

che Schweizer Hochschulen an ihre Studierenden stellen. Neben Durchhaltewillen und Eigeninitiative brauchen sie intrinsische Motivation beim Lernen, das heisst das Lernen muss selbstkontrolliert und ohne Motivation von aussen erfolgen. Gerade damit haben viele junge Studierende Mühe. Auch müssen langfristige Lernziele ohne Feedback seitens der Dozierenden verfolgt werden können. Wer diese Anforderungen nicht erfüllt, scheitert meist bereits in der Assessment-Stufe.

Entscheid: Fachhochschule oder Universität

Mosele glaubt, dass manche Erstsemestrige nicht optimal auf ihr Studium vorbereitet sind, beziehungsweise ihre eigenen Fähigkeiten falsch einschätzen. Dabei könnte das Wissen, wie Lernen funktioniert, das Lernen bedeutend erleichtern, und sogar bei der Entscheidung zwischen dem Studium an einer Fachhochschule oder einer Universität helfen.



«Es gibt Studierende, denen der Praxisbezug an einer Fachhochschule besser liegt», sagt Mosele, «wer jedoch Freude an intensiver Auseinandersetzung mit theoretischen Grundlagen und Interesse an breiter Forschung hat, ist an einer Universität richtig.»

Der Faktor intrinsische Motivation spielt immer eine zentrale Rolle beim Lernen. Mosele ist überzeugt, dass Personen, denen Lernen Spass macht und die sich deshalb intensiver mit der Materie beschäftigen, schneller und leichter grosse Stoffmengen erarbeiten können.

Ohne Motivation geht gar nichts

Das gilt auch für das Lernen im Alter. Ohne konkreten Sinn wird es schwierig, Neues zu lernen. «Die Zielführung ist beim Lernen oder einer Weiterbildung im fortgeschrittenen Alter zentral», meint Barbara Schmutzger, Gerontopsychologin am ZHAW-Departement Angewandte Psychologie. Das heisst, dass beispielsweise ein 75-Jähriger sehr gute Chancen hat, Englisch zu lernen, wenn er seine Tochter in Australien besuchen will. Glaubt man der Wissenschaft, nehmen die kognitiven Fähigkeiten zwar bereits mit 28 Jah-

ren ab. Doch Schmutzger weiss: «Das Gehirn ist lebenslang formbar.»

Lernverhalten verändert sich

Ab ungefähr 50 Jahren verlangsamt sich die Synapsenbildung, und das psychomotorische Tempo nimmt ab. Es dauert länger, neue Informationen zu verankern. Dafür nimmt das Urteilsvermögen zu, und der Spielraum des Erfahrungslernens erweitert sich durch die grössere Lebenserfahrung. Das heisst, dass sich das Lernverhalten im Alter zwar ändert, die Intelligenz sich aber nicht einfach im Alter verringert. Im Idealfall wird das Lehrangebot auf die ältere Zielgruppe angepasst. Der Stoff sollte in kleine Lernschritte un-

terteilt werden, häufige Wiederholungen werden noch wichtiger. Ausserdem erhält die Beziehung zwischen der Lehrperson und den Lernenden einen grösseren Stellenwert, genauso wie die sozialen Kontakte in der Gruppe. Im Fachhochschul-Angebot für Senioren sieht Schmutzger Steigerungspotenzial: «Senioren-Vorlesungen sind auch an der Fachhochschule denkbar.» Dass die Nachfrage gross ist, zeigt sich an den rappenden Vorlesungen an den Senioren-Unis. Auch eine Kooperation wäre für Schmutzger vorstellbar: «Vielleicht ergibt sich eine Zusammenarbeit zwischen der Senioren-Uni Zürich und der Zürcher Fachhochschule.» ■

Beim Lernen unterstützen

Barbara Schmutzger bietet neben ihrer Lehrtätigkeit an der ZHAW Erstberatung bei Gedächtnisschwierigkeiten an und berät ältere Menschen in diversen Fragen zur Lebenssituation. Je älter der Klient, desto stärker stehen anstelle von Kompetenzerweiterung die Kompetenzerhaltung und -erprobung sowie allenfalls Einstellungsänderungen im Mittelpunkt.

Das Beratungsangebot von Peter Mosele umfasst Lerntraining für Jugendliche, Studierende und Erwachsene. In seinen Beratungen kristallisiert Mosele zuerst den Lerntyp des Klienten oder der Klientin heraus. Dann wird mit Lernmethoden am konkreten Beispiel geübt. Dabei wird das Lerntraining oft mit mentalen Trainingssequenzen ergänzt.



[**Qualitätsentwicklung**]

Excellence wird angestrebt

Die ZHAW baut ein umfassendes Qualitätsmanagement auf. Das ist kein leichtes Unterfangen in einer Organisation, die sich erst gerade gefunden hat.

KARIN KOFLER



Tischt man Gästen einen Wein auf und fragt sie um ihre Meinung, so sind die Antworten meist vielfältig. Für den einen schmeckt der Tropfen zu stark nach Beeren, dem anderen ist er zu trocken, dem Dritten zu tanninlastig. Noch komplizierter wird die Diskussion, wenn es darum geht, die Qualität einer Organisation, zum Beispiel einer Schule, zu beurteilen. Was ist eine gelungene Lektion? Wann ist ein Lehrer, eine Lehrerin gut? Wie hat eine Schulorganisation auszusehen, damit sie als effizient und kompetent wahrgenommen wird? Matthias Elmer, der Generalsekretär

der ZHAW, weiss, wie unterschiedlich die Ansichten dazu sein können. Er ist sozusagen der «Mister Quality» der Fachhochschule und hat dafür zu sorgen, dass die Bildungsstätte eine konstant gute Leistung an den Tag legt gegenüber allen, die mit ihr zu tun haben – Studierende, Partner aus der Privatwirtschaft, Dozierende. Als Leiter der Qualitätskommission (dazu gehören die Departementsvertreter und Ressortleiter) und Verantwortlicher für das Qualitätsmanagement erlebt Elmer tagtäglich, was es heisst, einem hochsensiblen, heterogenen Gebilde wie der ZHAW einheitliche Standards zur Erbringung einer tadellosen Un-

ternehmensleistung zu verpassen. «Das Problem ist, dass jeder etwas anderes unter Qualität versteht. Man kann endlos darüber diskutieren. Das ist manchmal mühsam», meint Elmer.

«Committed to excellence»

Die Fachhochschule fährt in dem Thema eine zweigleisige Strategie – und steht dabei noch am Anfang. Das hat mit ihrer jungen Geschichte zu tun, die erst 2007 begann. Damals schlossen sich die Zürcher Hochschule Winterthur (ZHW), die Hochschule für Angewandte Psychologie, die Hochschule für Soziale Arbeit und die Hochschule Wädenswil zu-

Von Qualitätskriterien bis zur «Vorzüglichkeit»

Das dreistufige EFQM-Modell für Excellence baut auf neun Kriterien auf, die es zu beurteilen gilt. Fünf Kriterien nennen sich «Befähiger»-Kriterien. Sie behandeln das, was eine Organisation tut, wie sie vor geht. Die vier «Ergebnis»-Kriterien beleuchten die Resultate, die sie damit erzielt. Die Ergebnisse

sind auf die Befähiger zurückzuführen, und die Befähiger wiederum werden aufgrund der Ergebnisse zur Verbesserung ihrer Leistung angehalten. Beurteilt wird die Organisation dann mit Hilfe einer Radar-Bewertungsmatrix, die auch für die Verleihung des Schweizer Qualitätspreises für Business Excel-

lence, dem bekannten Prix Esprix, verwendet wird. Für diesen Preis kann sich bewerben, wer die ersten beiden Stufen «Committed to Excellence» (beruht auf einer Selbsteinschätzung) und «Recognised for Excellence» (Einschätzung durch Assessoren der EFQM) durchlaufen hat.

wändig. «Deshalb bearbeiten die einzelnen Departemente das Thema in unterschiedlichem Tempo», so Elmer. Ausgerechnet das Gesundheitsdepartement, das erst 2006 gegründet wurde, ist in der Pionierrolle. Es darf sich als bisher einziges Departement der ZHAW mit dem Label «Committed to excellence» schmücken. Auf der Homepage prangt das entsprechende Logo. Konkret heisst das, dass der Fachbereich Gesundheit die erste von drei Stufen im EFQM-Prozess nach rund neun Monaten Arbeit erreicht hat. Als nächstes werden die School of Engineering und der Fachbereich Wirtschaft folgen. Das Ziel: Mittelfristig sollen alle Departemente der ZHAW diesen ersten Qualitätslevel erreichen.

Die Tücken liegen im Detail

Das ist durchaus ehrgeizig, wenn es schon bei den Basics hapert. Beispiel Administration. Sie zu vereinheitlichen, war ein Kraftakt. Es ist nicht lange her, da stellte jedes Departement der Fachhochschule unterschiedliche Zeugnisse aus. Auch die Anmeldeformulare waren nicht einheitlich, was zur Folge hatte, dass die ZHAW beispielsweise nicht in der Lage war, ihre Studierenden per Knopfdruck nach Geschlecht zu unterscheiden. «Bis vor kurzem war es etwa auch unmöglich, zu eruieren, wie viele Nachdiplomstudien an der ZHAW gesamthaft erfolgreich abgeschlossen wurden», erzählt Matthias Elmer. Akribisch musste seit der Fusion an solch banalen Details gefeilt werden, um überhaupt die Grundlage für ein umfassendes Qualitätsmanagement zu schaffen.

Es braucht eine Konsolidierung

«Wenn die Schulstruktur noch nicht gefestigt ist, ist es schwieriger, Qualitätsmanagementprozesse zu initiieren», erklärt Matthias Elmer. Widerstände und Machtkämpfe sind programmiert, wenn verschiedene Unternehmen zu einem verschmelzen und gleichzeitig der Wettbewerb in der Bildungslandschaft immer härter wird. Unlängst etwa beklagte

sich der Verband der Fachhochschuldozierenden (FH-CH) in einer Medienmitteilung über die «Ökonomisierung der Studien- und Arbeitsbedingungen an den Fachhochschulen», die nach Meinung der Dozierenden die Qualität in Lehre und Forschung gefährdeten – kritisiert wurden etwa die steigenden Kosten für die Administration oder das ungenügende Betreuungsverhältnis zwischen Dozierenden und Studierenden. Elmer, Turn- und Sportlehrer ETH und Wirtschaftspädagoge HSG, hat Verständnis für den Unmut: «Die Dozenten müssen mit sehr vielen Veränderungen gleichzeitig umgehen.» Als Beispiel nennt er den Trend weg vom Frontalunterricht hin zu neuen Unterrichtsformen – etwa dem begleiteten Selbststudium. Nicht alle Lehrer stehen diesem Wechsel positiv gegenüber; nicht alle haben das Rüstzeug dafür. «Hier besteht klar Weiterbildungsbedarf», meint Elmer. Er gibt zu, dass das rasante Wachstum der Fachhochschulen nicht unproblematisch ist. «Es braucht jetzt sicher eine Konsolidierung – im Sinne einer Qualitätssicherung.»

Akkreditierung fördert die Qualität

Elmer sieht die ZHAW aber dennoch auf Kurs beim Thema Qualitätsentwicklung, das die Institution schätzungsweise 350'000 bis 400'000 Franken pro Jahr kostet. Nebst dem EFQM-Prozedere wirkt ein zweites Element qualitätsfördernd: die Anerkennung der Studiengänge. Das Fachhochschulgesetz verlangt, dass die neu angebotenen Studiengänge vor dem ersten Abschluss ein systematisches Akkreditierungsverfahren durchlaufen. Im Rahmen dieses Prozesses wird das angebotene Studium von spezialisierten Agenturen auf Ziele, Inhalte und andere Kriterien überprüft. Bei der ZHAW stecken derzeit rund 16 Studiengänge in der Akkreditierung, neun davon haben sie bereits erreicht. Auch das ist ein Gütesiegel für die gebotene Leistung, in diesem Fall speziell in der Lehre. ■

[**Lernrends**]

«Der Zukunft ins Auge blicken»

Lernen wir in zwanzig Jahren gleich wie heute?
Welches Wissen wird im Jahr 2029 gefragt sein?
Widersprüchliche Trends erschweren Prognosen.
Doch die Weichen müssen heute gestellt werden,
damit morgen das Umfeld stimmt.

FRANZISKA EGLI

Was sich normalerweise nur Wahrsagerinnen und Kartenleser anmassen, ist für Andreas König und Christian Rapp beinahe Pflicht: Zusammen mit ihren Kolleginnen und Kollegen der Fachstelle für Didaktik und Neues Lernen befassen sie sich mit der Zukunft des Lernens. In ihrem Büro finden wir aber weder Kristallkugel noch Kaffeesatz, und schon nach einem kurzen Gespräch wird klar: Die beiden treffen ihre Annahmen alles andere als willkürlich, sondern setzen sich intensiv mit den Trends auseinander, die sich rund ums Lernen abzeichnen.

Christian Rapp weiss um die Bedeutung dieser Arbeit: «Für die Schweiz ist Bildung die wertvollste Ressource. Damit diese auch zukünftig zur Verfügung steht, ist es unerlässlich, die Trends von morgen zu

erkennen und richtig zu deuten.»

Wissen mit Erfahrung kombinieren

Ein Grossteil dieser «Zukunftsforschung» besteht aus wissenschaftlicher Knochenarbeit. Um Rückmeldungen aus der Wirtschaftswelt zu erhalten und die Diskussion rund ums Lernen in Gang zu bringen, organisierte die Fachstelle für Didaktik und Neues Lernen im vergangenen Frühjahr eine Konferenz in Winterthur mit gut siebzig Vertreterinnen und Vertretern aus Wirtschaft und Bildung. Die Konferenz stand unter dem Motto «Wie lernen wir im Jahr 2029?» und bot Raum für zahlreiche spannende Diskussionen.

Vereint man nun das Wissen und die Erfahrungen der beiden Wissenschaftler mit den Aussagen der Konferenzteilnehmer, so lassen sich für das Lernverhalten der Zukunft

durchaus bestimmte Trends ablesen, aber auch Widersprüche und Spannungsfelder feststellen.

Einige Trends sind erkennbar

Klar ist, dass sich der Rahmen, in dem Lernen stattfindet, zunehmend verändert. «Ob nun unabhängig organisierte Interessensgruppen gleich selber einen Dozenten engagieren oder Unternehmen ihre eigenen Lehrbetriebe einrichten – das Thema Bildung bleibt schon lange nicht mehr den Bildungsinstitutionen vorbehalten», stellt Andreas König fest. Gleichzeitig wird Lernen auch immer informeller und individueller. So bietet zum einen das Internet eine riesige Fülle an Informationen, auf die man selbstständig zugreifen kann. Zum anderen ist es heute schon üblich, etwa im Tausch gegen einige Lektionen Französischunterricht einen Crashkurs in Fotografie zu erhalten.



«Bedingt durch die Fülle und den ungehinderten Zugang zu Informationen», so König, «wird das Lernen in Zukunft wohl allgemein schneller – dadurch aber auch fragmentierter und weniger umfassend.»

Widersprüche erschweren Prognosen

Dennoch sind zuverlässige Feststellungen zu den langfristigen Lernrends schwierig zu treffen. Immer wieder prägen Widersprüche und Spannungsfelder das Thema. Der Zunah-

me des individuellen und informellen Lernens etwa steht das wachsende Bedürfnis nach anerkannten Abschlüssen und zertifizierten Studiengängen gegenüber. Oder ein anderes Beispiel: Während die einen neuen Medien mit Neugier ent-

decken und nutzen, weigern sich andere strikt, einen Internetzugang oder ein Mobiltelefon zu besitzen. Eine solche Parzellisierung der Gesellschaft hat einen Einfluss auf die Lerngeschwindigkeit der einzelnen Gruppen.

Dozierende übernehmen Coaching-Aufgaben

Die Lehrkräfte der Zukunft sind gefordert: Sie müssen mit solch gegensätzlichen Entwicklungen umgehen können. Überhaupt verlangen eine zunehmend vielseitige Lernlandschaft und immer kürzer werdende Veränderungszyklen von Lehrerinnen und Dozierenden viel Weitsicht und Flexibilität. Vor diesem Hintergrund scheint auch die Prognose von Andreas König plausibel: «Ein Dozierender wird in Zukunft ziemlich sicher nicht mehr alle Fragen seiner Studierenden beantworten können. Dafür übernimmt er vermehrt die Rolle eines Coachs, der seiner Klasse aufzeigt, wie eine Aufgabe gelöst werden kann.»

Welche Lernfähigkeiten sind in Zukunft gefragt?

Mit der zunehmenden Vielfalt der Informationsquellen wird es immer wertvoller zu wissen, wo man sich die nötigen Informationen beschaffen kann. Unterstützend wirken hier die eigene soziale Kompetenz und der Zugang zu persönlichen Netzwerken.

Je mehr Informationen allgemein zugänglich sind, desto mehr Wissen bringen die Lernenden in den Unterricht mit. Der Anteil an selbstständigem Studium wird deshalb in Zukunft wachsen. Wichtig ist, dass die Studierenden mit der zunehmenden Informationsfülle umgehen und die Zuverlässigkeit der Quellen bestimmen können. Doch damit nicht genug: Wer sein Wissen auf dem

Arbeitsmarkt gewinnbringend einsetzen will, muss es auch verstehen, die einzelnen Informationsfragmente in einen Zusammenhang zu setzen und schliesslich anwenden zu können.

Enge Verknüpfung mit gesellschaftlichen Fragen

Wie die Zukunft von Bildung und Lernen aussieht, bestimmen letztlich zwei Seiten: Einerseits die Wirtschaft, welche gewisse Anforderungen an die Ausbildung zukünftiger Arbeitskräfte stellt; andererseits die Gesellschaft, deren Eigenschaften und Verhaltensweisen den möglichen Rahmen setzen. So müssen beispielsweise die Lerninhalte der Tatsache Rechnung tragen, dass die Mathematik-Kenntnisse der Studierenden heute weniger umfassend sind als vor wenigen Jahrzehnten.

«In einem Bildungssystem, in dem sich die Strukturen ausserordentlich langsam ändern, ist es umso wichtiger, den gesellschaftlichen Wandel zu antizipieren», davon ist Christian Rapp überzeugt. «Die Vertreterinnen und Vertreter aus Politik und Schulwesen sollten deshalb den Mut haben, rechtzeitig die notwendigen Entscheidungen zu fällen. Damit das Schweizer Bildungssystem junge Menschen auch im Jahr 2029 sinnvoll auf ihre Zukunft vorbereiten kann.»

Um im Dialog zu bleiben, planen König und Rapp für den kommenden Herbst eine weitere Konferenz an der School of Management and Law. Diesmal sollen auch Verantwortliche aus der Politik sowie Studierende dabei sein – damit das Thema Lernen im Bildungsland Schweiz von möglichst vielen Seiten beleuchtet wird und am Ende niemand zu Kristallkugel und Kaffeesatz greifen muss. ■

[**Pilotstudie**]

Black Box Studierende

Die Bologna-Reform propagiert die Kompetenzorientierung. Zu deren Umsetzung bedürfen die Studiengänge jedoch vermehrter Informationen über die Biografien und Laufbahnpläne der Studierenden. Eine ZHAW-Studie liefert Resultate.

URS KIENER UND FRANK WITTMANN

Ende April 2009 versammelten sich Pascal Couchepin und Bildungsminister aus 45 weiteren Ländern Europas, um das Communiqué «Der Bologna-Prozess 2020 – Der europäische Hochschulraum im nächsten Jahrzehnt» zu verabschieden. Dabei ging es um mehr, als nur eine Bilanz nach zehn Jahren Reform zu ziehen. Es ging vor allem um die Identifikation der Prioritäten für die Zukunft. Das Communiqué würdigte die Einführung von modularisierten Bachelor- und Masterstudiengängen mit europaweit vergleichbaren Abschlüssen und die Gewährleistung von internationaler Kompatibilität durch die wechselseitige ECTS-Anerkennung mit Partnerschulen. Die Minister räumten allerdings auch ein, dass die Umsetzung der inhaltlichen und didaktischen Vorgaben mehr Zeit benötigt als ursprünglich angenommen.

Damit ist angesprochen, dass einige Potenziale von Bologna noch nicht ausgeschöpft sind. Dazu gehören die Integration von globalem Wissen, die Vermittlung von inter-

kulturellen Kompetenzen sowie die Förderung von Mobilität und Fremdsprachenkenntnissen.

Vom Lehren zum Lernen

Auch aus didaktischer Sicht ist der Bologna-Reform die Entwicklung einer innovativen Lernkultur noch nicht durchschlagend gelungen. Denn vorgesehen ist, das Augenmerk vom Lehren auf das aktive und interaktive Lernen zu verschieben. Dieser Wechsel von der Input- zur Outputorientierung geht unter anderem auf die Erkenntnis der Lernforschung zurück, dass Wissen nicht etwa das Ergebnis einer passiven Rezeption, sondern einer aktiven Verarbeitung sei. Kompetenzen werden besonders dann erfolgreich erworben, wenn der Lernende das Wissen anwenden und in der Interaktion kontextualisieren kann. Lernende pflegen dabei das Wissen unterschiedlich zu verarbeiten und ihre individuelle Lebenserfahrung in die Verarbeitungs- und Interaktionsprozesse einzubringen. Aus diesem Grund fordert Bologna eine kompetenzorientierte und studierenden-

zentrierte Ausbildung, die individuelle Erfahrungen, Lernfragen und Laufbahnpläne einbezieht.

Grosse Vielfalt der Lebensläufe

Um dies leisten zu können, sind jedoch Informationen über den Hintergrund der Lebensläufe und die Laufbahnpläne der Studierenden vonnöten. Aus diesem Grund wurde im Herbst 2008 der Pilot einer Längsschnittstudie durchgeführt, in welchem die neu immatrikulierten Bachelor-Studierenden aus allen Departementen der ZHAW befragt wurden (die Rücklaufquote betrug 37%).

Hinsichtlich des Lebenslauf-Hintergrundes der Neu-Studierenden fallen grosse Unterschiede zwischen den Departementen nach Geschlecht, Alter und Studienberechtigungsstatus auf. Vielfältig sind die Erfahrungen der Befragten: Bei 50% der befragten Personen besteht eine Zeitspanne von mehr als zwei Jahren zwischen dem Erwerb des Studienberechtigungsstatus und dem effektiven Beginn des Studiums. 17% hatten bereits vorgängig ein anderes Studium begonnen. Über Praxiser-

**Die Autoren der Studie
Frank Wittmann und
Urs Kiener (rechts)**

fahrung im weitesten Sinne verfügen sehr viele: 75% haben bereits vor Studienbeginn eine Erwerbstätigkeit ausgeübt und 40% haben bereits ein Praktikum von mehr als sechs Mo-

naten absolviert. Zudem bringen 25% der befragten Personen internationale Erfahrung durch einen längeren Auslandsaufenthalt (nach dem 15. Geburtstag) mit.

Bezüglich der Laufbahnpläne der Studierenden zeigt sich, dass ein Masterstudium und Internationalität im Mittelpunkt stehen: Rund 40% der Befragten planen ein Auslandsemester, ebenfalls rund 40% ein Auslandspraktikum, 28% einen Sprachaufenthalt, 44% ein Masterstudium in der Schweiz, 20% ein Masterstudium im Ausland und 63% wünschen sich eine spätere Karriere in einem internationalen Umfeld. Und für die Zeit davor planen 50% eine Erwerbstätigkeit während des Studiums.

Curricula sollten Lebenslaufhintergrund berücksichtigen

Was kann aus diesen Daten geschlossen werden? Die klassischen Merkmale wie Geschlecht und Studienberechtigungsstatus genügen nicht, um die Vielfalt der Lebenslauf-Erfahrungen zu beschreiben und Lebenslaufpläne zu prognostizieren. Für ihren Auftrag, die Studierenden auf ihre berufliche Tätigkeit vorzubereiten, sollten die Curricula der ZHAW die individuellen Lernprozesse ihrer Studierenden im Sinne der Bologna-Reform und des lebenslangen Lernens berücksichtigen.

Die Curricula-Verantwortlichen der ZHAW sollten sich zum Beispiel fragen: Werden die Studierenden tatsächlich nicht nur als Träger eines Studienberechtigungsstatus, sondern auch als (ehemals) Berufstätige angesprochen? Wird angemessen berücksichtigt, dass parallel zur Ausbildungslaufbahn auch andere Lebenslauf-Erfahrungen die Arbeitsmarktfähigkeit beeinflussen? Wie könnte eine solche Berücksichtigung konkret gestaltet werden ohne die formellen Lernprozesse der Hochschule aufzuweichen? Und wie kann der Wunsch nach internationalen Kompetenzen angemessen in den Curricula integriert werden?

Eine Weiterführung und Vertiefung der Studie ist ab Herbst 2009 geplant. Sie soll dazu beitragen, die «Black Box Studierende» weiter auszuleuchten, um die Chancen der Diversität der Studierenden im Studium besser ausschöpfen zu können. ■

